

Birgit Kaspar

# Ein Jahr in Frankreich

**HERDER** The logo for Herder's 450th anniversary, featuring a large, stylized '4' and a smaller '5' that together form the number 450.

FREIBURG · BASEL · WIEN



Originalausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2017

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Satz: Dtp-Satzservice Peter Huber, Freiburg

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06897-3

## *Inhalt*

|                 |     |
|-----------------|-----|
| Ein Lebenstraum | 7   |
| August          | 10  |
| September       | 21  |
| Oktober         | 40  |
| November        | 56  |
| Dezember        | 72  |
| Januar          | 88  |
| Februar         | 100 |
| März            | 112 |
| April           | 127 |
| Mai             | 146 |
| Juni            | 163 |
| Juli            | 175 |
| Merci           | 191 |



## *Ein Lebenstraum*

EIGENTLICH HÄTTE ES schon lange Frankreich sein sollen. Doch dann kam der Nahe Osten dazwischen. Heute weiß ich: Alles hat seine Zeit.

Der Zug rattert gleichförmig durch die Landschaft. Vor dem Fenster fliegen Felder, Straßen, Bäume und Kirchtürme vorbei. Über meinem Kopf befinden sich meine Habseligkeiten, in zwei Koffern. In meinem Kopf herrscht Chaos. Ich will nicht nach Deutschland. Ich richte mich auf, blicke entschlossen in den französischen Sommer und verspreche mir feierlich: Ich werde zurückkehren. Das war 1985, als ich nach einem Studienjahr in Toulouse schweren Herzens nach Köln reiste. Der französische Südwesten hatte mir viel über eine Leichtigkeit des Seins beigebracht, die ich aus Deutschland nicht kannte. Hier wollte ich unbedingt wieder hin. Spätestens, wenn es Zeit sein würde, meine eigenen Tomaten zu züchten. Also, wenn ich mich aus dem aktiven Berufsleben verabschieden würde. Aber am liebsten schon früher.

Meine Neugier und der Journalismus führten mich allerdings erst in den Vorderen Orient. In der Zeit dachte ich, in diese heißen Länder mit viel Wüste, wo man Tee *chai* nennt, da gehörte ich hin. Zwar wollte ich nie Kriegsberichterstatteerin werden, aber ich fühlte mich berufen, das schwierige Leben der Menschen in Syrien, im Libanon, in Jordanien, den Palästinensergebieten und im Irak zu beschreiben. Etwas in dem Bild, das sich westliche Gesellschaften von den nahöstlichen machen, wollte ich geraderücken. Dabei habe ich viel gelernt. Insbesondere

über den Umgang mit der Wahrheit und über Machtpolitik. Eine Lektion, die fortan wenig Raum für Illusionen lässt.

In Bagdad trat Alistair in meine Leben. „Was??? Ein Schotte?!?“, staunte meine Mutter. „Ich dachte immer, du würdest mal einen Franzosen heiraten.“ Ja, Mutter, das habe ich auch mal gedacht ... Alistair und ich gingen zwei Jahre später gemeinsam nach Beirut. Er als Nahostspezialist für die Nachrichtenagentur Reuters, ich als freie Nahostkorrespondentin. Nach fünf Jahren im Libanon stellte uns Reuters vor die Wahl: Bagdad, Dubai oder London. Bagdad? Dubai? Keinesfalls. Jetzt nicht mehr. Ich wollte weder in einer Stadt leben, in der noch mehr Autobomben hochgingen als in Beirut, noch in einer überhitzten Shoppingmall. Vielleicht war es Zeit, zurück nach Europa zu gehen? Nur, ins von Nieselregen geplagte London zog mich gar nichts.

War es Zufall? Oder Vorsehung? Weder an das eine noch an das andere glaube ich. Gestalten wir nicht in unserem Leben mehr, als wir ahnen oder uns eingestehen mögen? Bewusst oder unbewusst. Ein Jahr vor der Entscheidung über unser künftiges Zuhause führte uns ein Schnuppertrip in den französischen Südwesten. Genauer gesagt an den Fuß der Pyrenäen südlich von Toulouse. Wir wollten ein altes Landhaus finden, wo wir unser „letztes Drittel“ verbringen könnten. Ein paar Hausbesichtigungen standen auf dem Programm. Nur so, um den Markt auszuloten. Dann, am zweiten Tag unserer Reise betraten wir ein ungewöhnliches Haus in einem winzigen Dorf, quasi am Ende der Welt. Wir blickten durch die traditionellen Sprossenfenster: Die Pyrenäengipfel in all ihrer Schönheit ... *Coup de foudre!* Liebe auf den ersten Blick! Genau so hatten wir es uns vorgestellt. Konnte es wirklich wahr sein? Zwei Tage später unterschrieben wir beim Notar be-

reits einen *compromis de vente*, also einen Vorvertrag über den Kauf des Hauses. Besitzer wurden wir erst sechs Monate später. Den Termin hätten wir beinahe verpasst.

Das Navi unseres geliehenen Fiat 500 führt uns querfeldein über die abenteuerlichsten Landsträßchen. Eigentlich sollten wir jetzt schon in Maître Sudéries Büro sitzen. Gefühlt fahren wir 20 km/h. „Alistair, verdammt, gib Gas, wir kommen sonst viel zu spät!“ Schotten können so langsam sein. Wir biegen auf einen weiteren Feldweg ein. Geteert, ja schon, so gerade. Aber um den Schlaglöchern erfolgreich auszuweichen, muss man höllisch aufpassen. Ich fürchte ernsthaft, wir werden nie ankommen. Als wir endlich auf den Parkplatz unseres Notars rollen, bin ich fertig mit den Nerven. Diese Verspätung ist mir sehr peinlich. In dem gediegenen Büro mit dicken, in Leder eingebundenen Gesetzesbüchern an der Wand warten die holländischen Hausverkäufer, Jan und Maria, ihre Notarin und der Makler schon auf uns. Maître Sudérie sitzt freundlich lächelnd hinter seinem antiken Schreibtisch. Alle sind bester Laune. Die erste Runde Kaffee haben sie schon hinter sich. „Verstehen alle Anwesenden Französisch“, fragt Sudérie in die Runde. Alle nicken. „Na, umso besser“, schmunzelt er. „Wir sind ja schließlich in Frankreich!“ Nun wird es geradezu feierlich. Mich wunderte es nicht, wenn wir hier auch Ringe statt nur Unterschriften tauschten. Dabei geht es nur um ein Haus. Nur? Für mich wird dieses Haus wenig später zum Rettungsanker. Denn es erlaubt mir einen Befreiungsschlag: Weder Bagdad, noch Dubai, noch London – mein künftiges Zuhause würde Belloc heißen.

## August

QUIETSCHEND BEGRÜßEN DIE DUNKELGRÜNEN Holzläden den Tag. Rosmarin- und Lavendelduft kitzeln mir in der Nase. Einige Bienen summen direkt unter meinem Fenstersims von einer zart-lila Blüte zur nächsten. Sie sind schon sprichwörtlich fleißig. Gut so. Ich richte die koppheister hängenden, metallenen Haltemännchen auf und befestige die Läden an der 200 Jahre alten Steinmauer. Tautropfen glitzern auf den Spinnweben in Oleander- und Hibiskusbüschen. Äußerst dekorativ. Überboten werden sie allerdings von den Gipfeln der französischen Pyrenäen. Als ich den Kopf hebe, weiden sich meine Augen an grünen Hügeln und den schroffen Konturen von Cagire, Pic du Midi und Mont Valier im Hintergrund. Majestätisch liegen sie da. Gibt es einen Ort auf der Welt, an dem ich lieber erwachen würde? Nein. Die Welt ist im Lot. Jedenfalls von meinem Schlafzimmerfenster aus betrachtet.

Ich atme tief durch, recke mich. „Guten Morgen, Belloc.“ Durchs Wohnzimmer gehe ich direkt in den Garten, um in den ersten Sonnenstrahlen zu baden. Die Kühe auf der Weide gegenüber glotzen neugierig. Sonst ist niemand zu sehen. Der 35-Seelen-Weiler Belloc hat genau eine namenlose Straße, und die führt auf der anderen Seite unseres Hauses vorbei. Hausnummern gibt es nicht. Warum auch ... Die Briefträgerin kennt jeden persönlich.

Sie ist eine der wenigen, die diese *route départementale*, unsere Verbindung mit der Außenwelt, jeden Tag passieren. Hin und wieder kommt auch mal ein alter Traktor vorbei. Oder – zumindest in den Ferienmonaten – der ein oder andere Wohnwagen. Touristen gucken dann häufig

neugierig durchs Küchenfenster auf unseren Herd. Sie erinnern mich daran, dass ich jetzt an einem Ort lebe, der für andere ein attraktives Urlaubsziel ist. Für die Touristen gehöre ich also nur zum Dekor. Was ist Leben? Was Urlaub? Wenn mich meine Freunde in Deutschland fragen: „Wohin fahrt ihr denn diesen Sommer in Urlaub?“, schüttelte ich gewöhnlich den Kopf und lache. „Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Aber vermutlich nicht besonders weit weg.“ Wir haben die Pyrenäen vor der Nase, Atlantikküste und Mittelmeer in greifbarer Nähe. Sowie Toulouse. Für mich eine der schönsten Städte Frankreichs. *La ville rose*. Nur falls mich mal nach Stadtluft gelüftet. Was nicht allzu häufig der Fall ist.

Ein paar Eidechsen haben schon Logenplätze auf der Gartenmauer eingenommen. Genießerisch recken sie ihre Köpfe gen Himmel. Ich pflücke ein paar Erdbeeren und Feigen zum Frühstück, dann springe ich rasch unter die Dusche. Heute ist ein besonderer Tag: Der Vierzig-Fuß-Container mit unseren Möbeln soll endlich angeliefert werden. Ein bisschen Sorgen mache ich mir schon. Denn der Transporter muss eine sehr schmale, alte Brücke passieren. Danach geht es zwei Kilometer steil bergan durch Eichen-, Akazien- und Buchenwälder. Die holprige Straße, auf der zwei Autos nur mit geschickten Ausweichmanövern aneinander vorbeikommen, ist offiziell nur bis zu sechs Tonnen belastbar. Die Pessimistin in mir sieht den Möbelcontainer schon ins Gestrüpp stürzen. Doch die Optimistin bringt die Schwarzseherin zum Schweigen. „*Ça va aller!*“ Alles wird gut. Dieser Container ist etliche Tage übers Mittelmeer geschippert und kommt nun aus Marseille. Gepackt haben Alistair und ich ihn in Beirut.

Von Beirut nach Belloc. Krasser könnte der Gegensatz nicht sein! Dort die libanesische Hauptstadt, eine chaotisch-lärmende Metropole mit ihren Dauerstaus, den stän-

digen Stromausfällen, gelegentlichen Bombenanschlägen und Überflügen israelischer Kampffjets. Aber – für eine Journalistin nicht ganz unwesentlich – dauernd in den Schlagzeilen. Hier ein verträumtes Dorf, in dem mehr Schafe als Menschen leben. Krass, das fand auch die Besitzerin der einzigen chemischen Reinigung im Umkreis von zwanzig Kilometern, als ich ihr vor ein paar Tagen die von den holländischen Vorbesitzern unseres Hauses übernommenen Vorhänge auf den Ladentisch legte. „Sie sind aber neu hier!“, schloss sie messerscharf. Sicher weil sie mich noch nie gesehen hat. Denn in der Tiefe des *département* Ariège kennt Frau ihre Kunden. Als ich ihr erzählte, dass ich gerade aus der libanesischen Hauptstadt hierher gezogen sei, brach sie in schallendes Gelächter aus: „Welcher Teufel hat Sie denn geritten? So was habe ich ja noch nie gehört!“ Für verrückt hat sie mich nicht direkt erklärt. Immerhin. So sind sie im Midi de la France: direkt, aber mit einer großen Portion Charme.

Ich werde unruhig. Es ist schon halb zehn – eigentlich sollte der Möbeltransporter längst hier sein. Alistair und ich räumen mit gespielter Zuversicht unseren bescheidenen Überbrückungshausstand auf die Veranda. Ein Sofa, ebenfalls aus dem Bestand der Holländer Jan und Maria. Ein kleiner Fernseher, der uns nach unseren Anstricharbeiten einen interessanten Einblick in die sommerliche Prioritätenliste der Franzosen erlaubt. Wichtigstes Thema der Abendnachrichten: die Tour de France. Direkt gefolgt von Unwettern im Languedoc. Erst danach geht es um Lapalien wie Bürgerkrieg in Syrien oder politische Grabenkämpfe in Paris. Top-Priorität hat allerdings die Wettervorhersage. Auf *France 2* wie auch bei der privaten Konkurrenz von *TF1* gibt es sie gleich zweimal: einmal direkt vor und zur Sicherheit noch einmal nach den Nachrichten.

Als wir gerade darüber debattieren, ob wir die Schaumstoffmatratzen und unsere Schlafsäcke schon auf den Speicher verbannen sollten, klopft jemand heftig an die Haustüre (eine Klingel gibt es nicht). Ich öffne. Vor mir steht mit hochrotem Kopf ein junger Mann. Nur wenige Meter hinter ihm blockiert sein Laster mit dem zwölf Meter langen und zweieinhalb Meter breit wie hohen ISO-Container die nun geradezu winzig wirkende Straße. „Ich habe Blut und Wasser geschwitzt auf dem Weg zu Ihnen!“ Michel, der Fahrer, wischt sich den Schweiß von der Stirn. Der Ansatz eines erleichterten Lächelns huscht über sein angespanntes Gesicht. „Als ich an der Brücke unten ankam, habe ich kurz gezögert. Dann habe ich mir ein Herz gefasst und gehofft, dass mir auf dem Weg nach oben kein Traktor entgegenkommt. *Si le bon Dieu le veut!*“

Der liebe Gott wollte. Aber jetzt hat Michel noch ein letztes, nicht unwesentliches Problem: „Wo bitte, parke ich dieses niedliche Gefährt?“ Er tritt einen Schritt zur Seite, damit ich auch den richtigen Eindruck bekomme. „Tja ...“, sage ich. „Gute Frage.“ Ich rufe Alistair, wir gehen zu dritt auf die Straße und inspizieren die Möglichkeiten. Oder besser gesagt, deren Fehlen. Denn zwischen unserem Vorgarten und der Straße liegt ein kleiner Graben. Auf der anderen Seite gibt es zwar einen schmalen, grasbewachsenen Streifen, aber dahinter senkt sich eine Böschung gleich wieder talwärts. Geht beides nicht.

Inzwischen weiß das ganze Dorf, dass sich hier einer der außergewöhnlichsten Einzüge ereignet, die Belloc je erlebt hat. Kleine Umzugswagen, die hatte man schon gelegentlich gesehen. Aber einen Vierzig-Fuß-Container? Was sind das für Sonderlinge, die da in das *vieux couvent* einziehen? Das alte Kloster, so nennen Eingeweihte unser Haus, weil hier ursprünglich – also vor rund 200 Jahren – mal pensionierte Nonnen gelebt haben. Und wieso brin-

gen diese Ausländer um Himmels Willen so viele Möbel mit? Wie unbeliebt könnten wir werden, wenn wir erst mal einen Tag lang die Dorfstraße unpassierbar gemacht haben? Ich will es mir gar nicht ausmalen. Während wir noch ratlos herumstehen, zeigen uns die Bellocois, wie es geht. Autofahrer, von denen ich angesichts dieser ungewöhnlichen Straßenblockade eine wütende Tirade erwartet hätte, nicken uns freundlich grinsend zu, nehmen ihrerseits pragmatisch den Weg über den schmalen Grasstreifen und fahren weiter. *Pas de problème*. Kein böses Gekucke. Stattdessen Ermunterungen. Ein älterer Herr mit Baskenmütze ruft aus dem offenen Autofenster: „*Bonjour*, Sie haben sich aber ganz schön was vorgenommen! *Bon courage!*“ Das Entladen kann beginnen. Beinahe. Denn kaum hat Michel eine Rampe anmontiert und den Container geöffnet, höre ich das Bimmeln kleiner Glocken. Rund 100 Schafe sind im Anmarsch. Geneviève in grauem Overall, einen langen Holzstock in der Rechten, treibt sie vor sich her auf die Weide. Die Schafe wirken ein wenig erstaunt, trollen sich am Container vorbei und steuern zielstrebig auf unseren Geißblattbusch zu. Der blüht weit ausladend über die niedrige Vorgartenmauer. Daran knabbern sie besonders gerne. Das spart das Beschneiden. „*Ah, ça y est*“, sagt sie strahlend. „Jetzt beginnt also der richtige Einzug.“ In der Tat. Ich entschuldige mich für die Straßenblockade. Die patente Mittfünfzigerin mit offenem Gesicht und kurzen grauen Haaren wiegelt ab. „Kein Problem. Es gibt viel Schlimmeres!“ Geneviève zieht weiter mit ihrer Herde, die sie auf den zahlreichen offenen Wiesen um das Dorf herum grasen lässt. Sie selbst setzt sich dann auf einen Stein oder ein Stück Holz, überlässt es den Hunden, die Herde zusammenzuhalten und – ja was? Denkt sie nach, meditiert sie, schaut sie einfach auf die Landschaft? Was treibt sie um? Sie lebt in einer Welt, die mir bis jetzt verschlos-

sen ist. Vielleicht wird es mir gelingen, einen Weg hinein zu finden.

Mich stressen Umzüge. Ich habe wieder einmal Sorge um die Unversehrtheit meiner Lieblingsmöbelstücke. Insbesondere um eine antike syrische Hochzeitstruhe mit Perlmuttintarsien und um die italienische Designerleuchte, die mir mein Vater einstmals zum Abschluss meines Geschichtsstudiums in Berlin geschenkt hat. Ich will diese Stehlampe gerne beschützen, wie einen alten Spielkameraden, den man nicht verlieren möchte. Vielleicht weil sie ein Stück Kontinuität in meinem ansonsten bewegten Leben darstellt. Denn seither schleife ich sie mit mir durch die Weltgeschichte. Von Berlin nach Bonn. Von Bonn ins jordanische Amman, wo ich fünf Jahre lang ARD-Nahostkorrespondentin für den Hörfunk war. Von Amman wieder ins Rheinland. Zwei Jahre später erneut in den Nahen Osten, diesmal nach Beirut. Nun endlich nach Südfrankreich. Und zwar, um zu bleiben. Das wissen bis jetzt weder Lampe noch Truhe.

In einem Kleintransporter kommt Verstärkung: zwei kräftige Männer aus Toulouse, die dabei helfen, Möbel aufzubauen und Kisten auszupacken. Während ich noch meinen Gefühlsduseleien nachhänge, machen sie ihren Job. Auch bei 30 Grad Celsius. Ich stelle ihnen Wasserflaschen in die Küche und koche in regelmäßigen Abständen frischen Kaffee. Das scheint ihnen sehr wichtig zu sein. Dazu ein paar *pains au chocolat* – hier im Südwesten *peng o chocolat* ausgesprochen – vom Bäcker in Salies-du-Salat, einer Kleinstadt rund fünfzehn Autominuten von uns entfernt. Auch sie werden dankbar angenommen. In Belloc selbst existieren keine Geschäfte. Mal abgesehen von Bauern, die frischen Ziegenkäse oder Bio-Eier direkt auf dem Hof verkaufen. Sehr lecker, aber nicht so tauglich als Handwerkersnacks für Zwischendurch.

In rasantem Tempo füllt sich das Haus. Die Möbelpacker schleppen, hämmern und schrauben. Mit südfranzösischer Beschaulichkeit hat das nichts zu tun. So sehr ich auch auf diesen Moment gewartet habe, nun ist es, als hole mein altes Leben mich viel zu schnell wieder ein. Nicht dass es schrecklich gewesen wäre. Eher schön, aber auch ganz schön komplex. Es fühlt sich an, als wollten mich diese Möbel, all die Bücher und liebgewonnenen Dinge daran erinnern, wer ich zu sein habe. Ich muss kurz raus hier, tief Luft holen, setze mich auf eine der bemoosten Gartenmauern aus Natursteinen. Sie ist angenehm warm. Die Weite der Landschaft hat etwas Befreiendes. Dies ist auch ein Neubeginn. Hier werde ich von nun an leben. Nicht nur für fünf Jahre oder so. Es ist das erste Mal, dass ich mich niederlasse, ohne einen absehbaren Umzugstermin. Die Perspektive fühlt sich fast unwirklich an. Oder jedenfalls fremd. Die Sonne scheint mir ins Gesicht, der Wind streicht sanft durch mein Haar, ich atme die würzige Luft des französischen Südens tief ein. So soll es sein. Mit Freude betrachte ich meine ersten eigenen Tomaten, die im *potager*, dem recht überschaubaren, mit Kaninchendraht vom übrigen Land abgetrennten Gemüsegarten, reifen. Sie haben ein unvergleichliches Aroma. Unser Nachbar Jérôme hatte sie für mich bereits im Frühjahr gepflanzt. „Weil du doch so gerne Tomaten wolltest“, sagte er, als ich ankam. Jan und Maria hatten uns Jérôme aus dem Oberdorf vorgestellt, als wir unser neues Heim vor einem halben Jahr erstanden. Der Mittfünfziger ist Frührentner, seit er eine künstliche Hüfte bekam und sein rechtes Auge verlor. Er lebt in einem kleinen Haus zur Miete, bepflanzt einen für seine Verhältnisse viel zu großen *potager*, weil es ihm so viel Freude bereitet, andere mit Tomaten, Bohnen oder Gurken zu beschenken. Seine bescheidene Rente bessert er mit Handlangerarbeiten bei

Nachbarn auf. Seit seine Frau ihn verlassen und die halbwüchsige Tochter gleich mitgenommen hat, versichert er sich so auch der Verbindung mit den Menschen in seiner Umgebung.

Um Viertel vor zwölf wird es plötzlich ganz still im Haus. Ist irgendetwas passiert? Michel steckt zögernd seinen Kopf durch die Tür zum Garten. „Pardon Madame, gibt es hier in der Nähe ein kleines Restaurant oder so was?“ Ein Restaurant? Keine Stullen aus der Butterbrotdose mit einer Thermoskanne Kaffee? Natürlich nicht, wir sind doch in Frankreich! „Ja, im Nachbardorf haben wir ein kleines, günstiges Restaurant mit ganz passabler Küche. Sie haben nicht viel Auswahl, aber ein Mittagsmenü.“ Michel nickt zufrieden. „Na dann, bis später.“

Zwölf Uhr mittags – einer der entscheidenden Momente des Tages. Insbesondere im Süden, im *midi de la France*. Zeit für eine ausgiebige Mittagspause. Mit einer richtigen Mahlzeit, versteht sich. Meistens jedenfalls. Deshalb bieten Restaurants, in den Städten wie auf dem Land, mittags eigentlich immer ein preisgünstigeres Menü an. So sieht man dort, wo man Pizzaläden oder andere Schnellimbisse vergeblich sucht, durchaus Leute vom Bau oder eben solche, die auf Montage sind, bei einem leckeren Essen mit dem obligatorischen Glas Tischwein. Es sei denn, sie gehen zum Essen nach Hause. Wie Denis, der Elektriker, der uns ein paar neue Steckdosen und Lichtschalter installiert hat. Eine solche Mittagspause dauert in der Regel bis 14 oder 14.30 Uhr. Man sollte nicht den Fehler begehen, in dieser Zeitspanne jemanden dienstlich anzurufen. Entweder gibt es keine Antwort (meistens), oder die Antwort fällt entsprechend unwirsch aus. Ich brauche eine Weile, das zu akzeptieren. Für die Nahostkorrespondentin, die es gewohnt war, zu jeder Tages- und Nachtzeit ansprechbar zu sein, ist es ein kleiner Schock. Aber ein heilsamer. Denn

im Sonnenlicht Okzitaniens betrachtet, hat es sehr viel für sich, mittags gepflegt zu essen und sich eine Pause zu gönnen. Die Mägen der Bewohner dieser Region scheinen geradezu genetisch darauf eingestellt zu sein, zwischen 12 und 13,30 Uhr Nahrung aufzunehmen. Gegen Mittag bewegen sich deshalb alle ohne Umwege entweder nach Hause oder in ein Restaurant. Dann sind die Straßen für eine Weile wie leergefegt.

Wir wärmen uns eine Suppe auf unserem gerade angeschlossenen Gasherd. Dazu einen großen Tomatensalat mit frischem Basilikum. Aus eigener Produktion! Auch Teil des neuen Lebensgefühls. Gestärkt beginne ich mit dem Auspacken meiner Kleiderkisten. Eine Begegnung mit einer anderen Welt. Was werde ich nur mit dem roten Cocktailkleid hier tun? Oder dem kleinen Schwarzen und den lila Pumps? In Amman und Beirut gab es reichlich Empfänge und offizielle Dinnerpartys, bei denen solche Fummel angebracht waren. Aber in Belloc kann ich damit vermutlich bestenfalls die Tomaten im *potager* zum Erröten bringen. Wie wird unser Leben hier aussehen? Was wird aus meiner Arbeit? Welche Freunde werde ich finden? Fragen über Fragen.

Als wir uns entschieden hatten, in der Ariège südlich von Toulouse ein altes Landhaus mit Charakter zu suchen, zogen meine Pariser Freunde Sylvie und Philippe uns auf. „In der Ariège? Ist das euer Ernst? Wisst ihr auch, dass die gar nicht so richtig zu Frankreich gehört? Muss man dort nicht sogar seinen Pass vorzeigen, wenn man einreist?“ Da werdet ihr was erleben, warnte Philippe. „Und wie werden wir miteinander kommunizieren? Gibt es denn dort überhaupt schon Internet?“ Ja, Internet gibt es. Es erreicht uns über die Telefonleitung. Auf Glasfaserkabel sollten wir allerdings in absehbarer Zeit nicht hoffen. Denn wir le-